
Sechster Versuch

über

das Humische Princip der Gewohnheit.

Eine gänzliche Ungewissheit des Geistes müßte ein so peinlicher und unausstehlicher Zustand seyn, daß man sich in der That kaum ein größeres Unglück für ein vernünftiges Wesen denken kann, als ein Gemüth, indem alles schwankt, wo alle Theile in beständiger Bewegung ohne alle Hoffnung der Ruhe sind, wo die Sinne nicht wissen, ob sie anschauen und empfinden, und wo der Verstand nicht weiß, ob er denkt und urtheilt, das die Furcht zu irren allenthalben begleitet, und das sich nichts zu bejahen und nichts zu verneinen getrauet. Einen solchen unglücklichen Zustand hat die gütige Mutter Natur durch ihre weise Vorforge in dem Menschen selbst unmöglich gemacht. Diese Bemerkung konnte dem scharfsinnigen Verfasser der Abhandlung über die menschliche Natur nicht entgangen seyn. Er bemerkte sehr wohl, daß ihn immer etwas zur Ueberzeugung hinzog und nöthigte, daß alle seine Handlungen, alles Denken und Forschen, den Glauben an irgend etwas Gewisses voraussetzte. Aber nur die Vernunft schien ihm viel zu schwach zu seyn, eine Gewissheit dieser Art zu begründen. Er zweifelte nicht daran, daß die Menschen in allen Zeiten jene allgemeinen Grundsätze, die er be-

stritt,

stritt, annehmen und glauben, ja dafs er selbst stets darnach handeln würde. Er behauptete nur, dafs der Grund von einer solchen Gewifsheit nicht in der Vernunft zu finden sey, oder dafs keine hinreichenden Gründe da seyen, wodurch die Vernunft ohne den Einflufs aller übrigen Umstände überzeugt werden könnte, dafs eine so allgemeine Verknüpfung der Gegenstände statt habe. Wenn sich also die Vernunft selbst überlassen bliebe, meinte er, so müfste sie in einem ewigen Skepticismus schweben, und so lange man daher vernünftigen Spekulationen allein nachhängt, kann durch sie zuletzt nichts anders, als ein allgemeiner Skepticismus hervorgebracht werden, indem für sie kein Grund ausgefunden werden kann, der hinreichend wäre, sie von der Realität und Gewifsheit dessen, was sie sich vorstellt, zu überzeugen. Denn es sind, nach Hume's Meinung, keine andern Vernunftgründe möglich, als diejenigen, welche schon von allen Philosophen entdeckt und gebraucht, und die entweder aus der Erfahrung oder aus der Vernunft selbst genommen sind, und nach denen man sich entweder auf Empfindung oder auf angebohrne Grundfätze bezieht. Beide aber erklärt die Vernunft selbst, welche Ueberzeugung sucht, für unzulänglich. Es ist also eine Ueberzeugung durch die Vernunft unmöglich. Wenn nun, so schlofs Hume weiter, demohnerachtet diese Ueberzeugung da ist, so muß sie eine andere Ursache haben, und wenn man dieselbe suchen soll, so kann man sie nirgends anders, als in dem Subjekte selbst suchen. Es
muß

mufs diese Idee der Nothwendigkeit durch irgend eine Begebenheit in der Seele hervorgebracht werden. Er meinte daher, dafs sie nichts weiter, als der Begriff von einem gewissen Gefühl sey, das durch öftere Wiederholung einer und eben derselben Verbindung der Dinge, welche uns die Erfahrung zuführe, entstehe. Denn durch die öftere Wiederholung gewisser Vorstellungen werden wir an eine solche Reihe gewöhnt, und vermöge des Gesetzes der Association, reproducirt die Einbildungskraft diejenigen Vorstellungen leicht, die mit einer andern schon ehemals im Bewusstseyn durch Zeit und Raum verbunden gewesen sind. Es ist also bloss die Gewohnheit oder die im Gemüthe selbst begründete Fertigkeit, worauf sich diese Verknüpfung unsrer Vorstellung stützt; ob sie in den Dingen selbst sey, wissen wir nicht, und wenn wir es zu wissen glauben, so ist dieses eine Einbildung, indem kein vernünftiger Grund dazu da ist, eine solche allgemeine objektive Verknüpfung unter den Gegenständen zum Voraus zu wissen. Wenn man in einigen Fällen gefunden hat, dafs zwei Gegenstände, wie Flamme und Hitze, Schnee und Kälte allemal mit einander verbunden gewesen sind; und wenn sich sodann Flamme und Schnee wieder von neuem darstellt, so bringt die Gewohnheit sogleich auch die damit verbunden gewesenen Vorstellungen wieder hervor und macht, dafs wir jene Erscheinungen ebenfalls wieder erwarten, und ihre Existenz festiglich glauben. Denn der Glaube an die Wirklichkeit einer künftigen Erscheinung ist nichts
als

als die Lebhaftigkeit der Vorstellung, welche sie von der Stärke der vorhergehenden erhält.

Hume's Gegner sind nirgends lebhafter, und ihre Angriffe sind auch nirgends glücklicher, als da, wo sie die Gewohnheit, als ein Princip, aus welchem die Nothwendigkeit erklärt werden soll, bestreiten. Ich kann mich daher so eher überheben, um die Nichtigkeit dieses Principis als eines Erklärungsgrundes der objektiven allgemeinen Erkenntniss darzuthun, da dieses meine Vorgänger befriedigend dargethan haben. Ich bemerke nur, daß Hume selbst durch den evidentsten Beweis, daß Gewohnheit kein Grund sey, woraus eine objektive allgemeine Erkenntniss erklärt werden könnte, doch nicht für widerlegt gehalten werden kann. Denn Hume leugnete auch alle objektive Erkenntniss a priori, und meinte, daß sich die Vorstellungen bloß aus Gewohnheit associirten, und daß die gleichen Verbindungen in der Natur bloß zufällig einträfen. So associirt sich mit der Vorstellung der wirklichen Sonne die Vorstellung von der Wirklichkeit des Tages; daß sich diese beiden Vorstellungen associiren, ist nothwendig: daß aber der Tag auch wirklich ist, sobald die Sonne wahrgenommen wird, kann auch nur zufällig seyn. Und wenn wir wahrnehmen, daß die Verbindung der Dinge oft mit unsern verbundenen Vorstellungen übereinstimmt, so ist dieses ein glücklicher Zufall, der freilich nothwendig ist, wenn wir noch einiges Zutrauen zu unsrer Erkenntniss behalten sollen, aber dadurch

sehen wir doch die Nothwendigkeit dieser Verbindung nicht ein. Was aber meines Bedünkens dem Humischen Princip auch als einem Erklärungsgrunde dessen, was er erklären wollte, entgegenstand, war 1) daß sich schlechterdings kein Kennzeichen angeben läßt, wodurch diejenige Gewohnheit, welche (obgleich in der bloßen Einbildung) gewisse Erkenntnisse gründet, von derjenigen, welche ungewisse erzeugt, unterschieden werden kann, 2) daß nicht begriffen werden kann, wie oft ein Urtheil, das eine tausendjährige Gewohnheit begründet hat, in einem einzigen Augenblicke durch einen ganz neuen bloßen Vernunftgrund, für irrig erklärt werden kann. Kopernikus legte in einer kurzen Zeit ein Vorurtheil ab, das sich durch Gewohnheit viele hundert Jahre erhalten hatte. 3) Wenn die Gewohnheit das letzte Principium wäre, so würde sie nie durch Vernunft oder irgend etwas anders besiegt werden können, und es müßte möglich seyn, einem Menschen alles anzugewöhnen, was man nur wollte, welches aller Erfahrung widerspricht.

Doch laffet uns von dieser Ausschweifung zurückkehren, und vielmehr das eigne Geständniß unfers Philosophen erwägen, daß er nur in einer Art von philosophischer Verzweiflung seine Zuflucht zu diesem Erklärungsprincip der Gewohnheit nahm. Nachdem er nemlich überzeugt zu seyn glaubte, daß es schlechterdings nicht möglich sey, einen vernünftigen Grund von einer objektiven Ver-

Verknüpfung anzugeben; so hielte er sich für berechtigt, die objektive Verknüpfung für eingebildet zu erklären und anzunehmen, daß die Verbindung bloß subjektiv wäre, und daß er, um die subjektive Verbindung zu erklären auf die Gewohnheit und die damit zusammenhängenden Principien, wie Erziehung u. s. w. verfiel, wird ihm wol niemand übel nehmen können. Man hätte ihm also aus andern Gründen beweisen müssen, daß wirklich ein Vernunftgrund uns zwänge eine solche objektive Verbindung anzunehmen und allenthalben zum Voraus zu setzen. Ein solcher Beweis würde ihn bewogen haben, seinen subjektiven Erklärungsgrund von selbst wieder zurückzunehmen. Nun haben wir wenigstens einen Vernunftgrund für eine solche objektive Verknüpfung angegeben, der sowohl von Hume als von seinen Gegnern entweder gänzlich übersehen, oder doch nicht in einem solchen Lichte dargestellt ist, daß er leicht entdeckt werden könnte, und welcher nach unsrer Meinung vollkommen hinreichend ist, die Vernunft zu überzeugen, daß eine solche objektive Verknüpfung unter den Objecten nothwendigerweise statt finden müsse. Und bei diesem Beweise haben wir uns keines erschlichenen Satzes bedient, sondern haben nur das vorausgesetzt, was alle Philosophen, und auch Hume allenthalben gelten lassen.

Der Kunstgriff, dessen wir uns bedienten, eine so verwickelte Sache aufzuklären, bestand darinne, daß wir es versuchten, den Begriff durch Sinne und

Verstand erkennbarer realer Objekte mit der Natur unsers Erkenntnisvermögens zu vergleichen, und aus dieser Vergleichung gewisse Prädikate der Objekte zu erforschen, wovon der Erkenntnisgrund lediglich in dem Erkenntnisvermögen selbst anzutreffen war. Dies gelang, und der Vernunftgrund für die reale Verknüpfung der Objekte war gefunden. Es kömmt nemlich hierbei alles darauf an, daß man die Objekte bloß in so fern erkennen will, als sie von uns vorgestellt werden, und wir können voraussetzen, daß kein Philosoph eine weitere Betrachtung über die Objekte verlangen wird, als in so fern sie von uns können vorgestellt werden, und wir nennen in dieser Rücksicht, so wie schon längst alle Naturphilosophen gethan haben, die Objekte Erscheinungen *). Nun folgt aber aus dem Begriffe der Erscheinungen nothwendig, daß sie erkennbar seyn müssen. Sollen sie aber erkennbar

*) Es kann auch hier gar kein Streit über die Wirklichkeit der Objekte seyn. Denn wer Vorstellungen und Erkenntnisse zugiebt, muß auch Objekte zugeben, und so fern er zugiebt, daß reale Vorstellungen durch die Objekte bestimmt werden, so giebt er auch reale Objekte zu. Und ob er gleich über die Natur dieser Objekte, so fern sie nicht von uns vorgestellt werden können, oder über ihre innere Natur verschiedener Meinung seyn kann, so ist er doch mit allen darinnen einig, daß es Objekte, also von der subjektiven Vorstellung verschiedene Dinge sind.

bar seyn, so müssen sie diejenigen Beschaffenheiten haben, ohne welche sie unser Erkenntnißvermögen gar nicht erkennen kann. Nun kann aber unser Anschauungsvermögen die Dinge nicht erkennen, wenn sie nicht im Raum und Zeit sind, und auf die Sinne wirken können; folglich müssen sie auch im Raum und Zeit seyn, und auf die Sinne wirken können, wenn es Gegenstände für uns d. i. Erscheinungen seyn sollen. Ferner kann unser Verstand die Dinge nicht verbinden, wenn sie nicht wirklich nach denen Gesetzen verbunden sind, nach welchen er allein verbinden kann. Es gehört aber das Gesetz der Kauffalität unter diejenigen Gesetze, ohne welche der Verstand gar nicht verbinden kann; folglich müssen die Gegenstände, welche vom Verstande erkannt werden sollen, auch nach diesem Gesetze, so wie nach mehreren, die der Natur des Verstandes eigen sind, verbunden seyn. Da nun Erfahrung eine Verknüpfung sinnlicher Objekte durch den Verstand ist, so ist ohne eine solche reale Verknüpfung gar keine Erfahrung möglich. Unter den Erscheinungen erkenne ich also a priori eine wirkliche objektive Verknüpfung, ob ich gleich die Art und Weise, wie eine solche objektive Verknüpfung möglich sey, nicht einsehe.

Hier ist also das, was H u m e forderte, ein vernünftiger Grund für die objektive, nothwendige Verknüpfung. Zwar gründet er sich nicht auf Einsicht in die Natur der Dinge an sich, ohne welche, wie H u m e meinte, kein solcher Grund auf-
ge-

gefunden werden könnte, aber er gründet sich auf die nothwendige Verknüpfung der Gegenstände mit unserm Erkenntnißvermögen, also darauf, daß die Gegenstände nur als Erscheinungen, d. i. als Gegenstände in Beziehung auf uns erwogen werden, also auf die Erkenntniß der Natur der Erscheinungen. Alle Einwürfe, welche gegen dieses Raisonnement gemacht werden können, müssen auf folgende zwei hinaus laufen:

1. Was berechtigt euch vorauszusetzen, daß alle Objekte, welche wir erkennen, bloße Erscheinungen sind, und daß alle Erscheinungen der Sinne auch nach Verstandesgesetzen verknüpft seyn müssen? Können nicht Objekte der Sinne möglich seyn, die vom Verstande gar nicht verknüpft werden können, die bloß sinnliche Objekte, und den Verstandesgesetzen gar nicht unterworfen sind, von welchen also gar keine verständige, obgleich eine sinnliche Erkenntniß möglich ist? und

2. Wie kann die nothwendige Verknüpfung auf diesem Grunde beruhen, da dieselbe lange vorher von dem Menschen geglaubt wird, ehe dieser Grund von der Vernunft entdeckt ist? Eine Ursache kann doch nicht eher wirken, als bis sie da ist. Wenn nun der Glaube an eine objektive Verknüpfung auf den bisherigen Schlüssen beruhete, so könnte ja die Ueberzeugung von derselben nicht eher eintreten, als bis jene Schlüsse gemacht würden; welches aber offenbar aller Erfahrung entgegen ist, indem viele und die mehresten Menschen

an

an eine wirkliche objektive Verknüpfung der Dinge glauben, ohne jemals dergleichen Gründe erkannt zu haben?

Die erste Frage beantworte ich folgendergestalt:

1) Alle individuelle Objekte können nur durch unsre Sinne angeschauet werden, und wir können sie uns nicht anders vorstellen, als so wie sie unsre Vorstellungen selbst den subjektiven Bedingungen der Sinne gemäß, bestimmen. Nun heißen alle Objekte, in so fern sie auf eine bestimmte Sinnesart wirken, Erscheinungen, folglich ist es ganz unmöglich, reale Objekte anders anzuschauen, als es diese bestimmte Sinnesart zuläßt. Was die Objekte aufser der Beziehung auf diese bestimmte Sinnesart seyn mögen, bekümmert uns nicht, und es ist kein vernünftiger Grund da, zu glauben, daß gar keine weitere Beziehung derselben möglich oder wirklich wäre. Wir können daher gar nicht behaupten, daß unsre Erkenntnißart die einzige sey, und daß folglich alle Prädikate, welche die Natur unfres Erkenntnißvermögens von den Objekten fordert, auch von allen Objekten überhaupt gelten müssen. Was aber 2) die allgemeine Verknüpfung der Erscheinungen nach Verstandesgesetzen betrifft, so gründet sich die Behauptung derselben lediglich auf die Vorstellung von dem Zwecke eines Erkenntnißvermögens, welcher hier ganz evident und ohne Zweideutigkeit ist, und auf die Vereinigung des Verstandes und der Sinne zu Einem Erkenntnißvermögen. Denn das menschliche Erkenntnißvermögen
soll

soll erkennen, denn sonst wär' es nichts. Nun kann es aber nicht erkennen, wenn es sich nicht an Gegenständen wirksam beweisen, oder wenn es keine Gegenstände erkennen kann. Da nun dasselbe aus einem sinnlichen Anschauungsvermögen und einem Verstande besteht, so müssen die Gegenstände, wenn sich beide Vermögen an ihnen wirksam beweisen sollen, auch so beschaffen seyn, das sie durch beide Vermögen erkannt werden können. Dieses könnten sie aber nicht, wenn nicht a) die Gegenstände den Sinnen gegeben, und b) durch den Verstand verknüpft werden könnten. Letzteres ist aber nicht möglich, wenn sie nicht auch wirklich nach Gesetzen, nach welchen der Verstand allein verbinden kann, verbunden sind. Man kann auch so schließen: Erfahrung ist wirklich, folglich ist sie auch möglich. Nun könnte sie aber nicht möglich seyn, wenn nicht die Gegenstände der Erfahrung so verknüpft wären, das sie durch den Verstand verbunden werden könnten. Folglich müssen alle Gegenstände der Erfahrung den nothwendigen Verstandesgesetzen gemäß, nach denen er allein Objekte verbinden kann, auch wirklich verbunden seyn. Das aber Erfahrung d. h. eine Erkenntnis der Erscheinungen nach Gesetzen durch den Verstand, wirklich sey, ist durch die Erfahrung selbst klar, von der ein jeder, auch Hume selbst, ausgeht, und sein Skepticismus an derselben entsteht nur daraus, das er keine Vernunftgründe für dieselbe ausmachen, oder die Gründe ihrer Möglichkeit nicht ent-

entdecken kann, und das er sich einbildet, entdeckt zu haben, das überall keine Vernunftgründe da wären. Nun haben wir aber die Bedingungen der Erfahrung durch die Vernunft aufgefunden, folglich ist kein Grund mehr da, sie zu bezweifeln. Gegenstände, die nicht nach den nothwendigen Gesetzen verknüpft sind, nach welchen der Verstand alle Objekte verknüpfen muß, sind keine Gegenstände der Erfahrung, und können folglich nie Objekte unsrer Erkenntniß werden.

Was die zweite Schwierigkeit anbetrißt; so ist es gewiß, das die Menschen eine objektive Verknüpfung glauben, ohne die geringste Erkenntniß von dem Grunde dieser Verknüpfung zu haben, und hieraus fließt allerdings, das die Vorstellung der objektiven Verknüpfung der Erscheinungen nicht von der Vorstellung des Grundes dieser Verbindung herrühren könne. Ich will den Streit nicht in die Länge ziehen, denn sonst dürfte ich nur Humen die verfängliche Frage vorlegen, woher wir denn zum Begriffe einer objektiven Verknüpfung gelangten. Denn eine Wiederholung derselben Vorstellungen kann zwar ein eigenthümliches Gefühl erzeugen, aber dieses Gefühl ist doch keine objektive Verknüpfung, und wie also durch die Gewohnheit und durch das dadurch erzeugte Gefühl eine Idee der objektiven Verknüpfung entstehen könne, ist ganz unbegreiflich. Denn wollte Humen, wie er thun muß, einwenden, das der Begriff einer objektiven Verknüpfung nur eingebildet sey,

so

so strafe ich ihn mit seiner eignen und gewifs wahren Behauptung, dafs die Einbildung nichts erzeugen könne, was ihr nicht die Sinne zuführen. Wenn also die objektive Verknüpfung nichts ist; wie gelangen wir zur Idee derselben? — Doch ich habe schon darauf Verzicht gethan, aus den Schwächen meines Gegners Vorthail für mich zu ziehen, und ich eile daher sogleich jenes Phänomen zu erklären und zu zeigen, dafs es unsrer Meinung, nach welcher die objektive Verknüpfung durch Vernunftgründe gerechtfertiget werden kann, gar nicht im Wege stehe.

Man mufs nie vergessen, dafs die Gegenstände nur in Beziehung auf unser Erkenntnisvermögen, oder in so fern sie vorgestellt werden können, betrachtet werden dürfen. Denn was die Gegenstände ohne Beziehung auf das Erkenntnisvermögen, d. h. an und für sich selbst seyn mögen, kann kein Mensch wissen. Dieses vorausgesetzt, müssen diejenigen Eigenschaften, ohne welche die Objekte von unserm Erkenntnisvermögen gar nicht angetroffen werden können, d. h. die nothwendigen Prädikate in jedem Objekte realiter angetroffen werden, ob sie gleich nicht sogleich unter dem Titel des Nothwendigen gedacht werden. Denn dieses ist eine spätere Entdeckung der Vernunft. Ein jeder Gegenstand wird also ein Mannigfaltiges enthalten, das zur Einheit vereinigt ist, die Sinne werden sich nicht anders wirksam beweisen können, als dafs sie das Mannigfaltige des Objekts

jekts anschauen, und der Verstand wird dieses Mannigfaltige verbinden, so wie es in den Gegenständen selbst verbunden ist. Denn diese Verbindung ist eben das Objekt des Verstandes. Wo also eine wirkliche Verknüpfung ist, da muß sie der Verstand unter gewissen Einschränkungen eben so wahrnehmen können, als die Sinne das gegebene Mannigfaltige wahrnehmen. Der Verstand bestimmt die reale Verknüpfung so wenig, als die Sinne das reale Mannigfaltige bestimmen; vielmehr werden sowol Sinne als Verstand durch die realen Objekte bestimmt, und das letztere den nothwendigen Gesetzen der Sinne und des Verstandes gemäß seyn müssen, ist eine Erkenntnis, die einen Theil der spekulativen Vernunftkenntnis ausmacht, und also ihrer Natur nach sehr spät erworben werden muß. Indessen erkennen alle unfre Erkenntnisvermögen beständig nach ihren Gesetzen, ob wir gleich anfänglich eben so wenig eine Vorstellung von diesen Gesetzen haben, als das Thier von den Regeln, nach welchen seine Vermögen wirken. Ein Verstand kann aber schlechterdings nichts verbinden, wo nichts zu verbinden ist. Hätten die Gegenstände nichts Beharrliches, wäre alles bloßer Wechsel, so hätten die Sinne ein Spiel, aber der Verstand könnte nie eine Vorstellung von einem bestimmten beharrlichen Gegenstande erhalten, und der Begriff der Substanz könnte nie auf ein reales Objekt bezogen werden. Wäre keine Regel in der Folge der Dinge, und folgte nicht das eine allemal
auf

auf das andere, so wäre unser Verstand in Beziehung auf eine bloße Succession der Dinge, ohne daß das eine die Existenz des andern bestimmte, völlig unbrauchbar, und eben so könnte auch gar kein Verstand angewendet werden, wenn die Dinge von einander isolirt wären, und nicht mit einander in wechselseitiger Gemeinschaft ständen. Wenn daher dem Verstande Gegenstände durch die Sinne gegeben werden, so sucht er ihre Verknüpfung nach den Kriterien, welche ihm die sinnlichen Bedingungen geben, auf. Sobald er Beschaffenheiten wahrnimmt, so ist es dem Verstande ganz unmöglich, dieselben anders als in einem Subjekte zu denken, und ob daher die Sinne gleich dem Verstande nur lauter Accidenzien vorhalten, so muß der Verstand doch nothwendig diese als in der Substanz inhärend gedenken, wenn er sich ein Objekt vorstellen soll. Sobald der Verstand wahrnimmt, daß Objekte immer auf einander folgen, so beweist er sich an denselben thätig und verknüpft sie. Diese Neigung des Verstandes zu verknüpfen, wirkt anfänglich instinktmäßig, und äußert sich natürlicherweise nur an denjenigen Gegenständen in der Erfahrung, die am häufigsten als verbunden vorkommen, wobei er denn auch natürlicherweise am wenigsten irren kann, weil wirklich dergleichen Gegenstände verknüpft sind. Um die Sache durch einen besondern Begriff zu erläutern, so wollen wir den Begriff der Ursache hierzu erwählen, als welcher eigentlich das Objekt des Humischen

Zwei-

Zweifels ist, und sich also am besten zu unfrer Absicht schicken. Dafs gewisse Gegenstände in der Zeitfolge immer verbunden sind, ist eine Bemerkung, welche die Menschen sehr früh machen mußten. Dafs auf das Essen die Sättigung, auf den Stofs die Bewegung eines leichtern Körpers folge, dafs die Sonne den Tag, der Regen die Fruchtbarkeit nach sich ziehet, und eine Menge anderer Begebenheiten, die sich täglich und stündlich in der Welt ereignen, konnten der menschlichen Aufmerksamkeit unmöglich entgehen. Sobald nun der Verstand eine solche Verbindung in der Zeit wahrnimmt, so verknüpft er diese Gegenstände nach dem Gesetze der Ursachen und Wirkungen instinktmässig, und setzt vermöge seiner natürlichen Neigung voraus, dafs das eine das andere hervorbringen werde. Der Verstand hat nemlich eine Neigung zu verknüpfen; diese kann sich aber nicht eher äußern, als bis ihm irgend etwas Gelegenheit dazu giebt. Dieses ist nun hier die Folge der Gegenstände und ihre bisher bemerkte Verbindung in der Zeit. Nun kann der Verstand zwei successive Dinge sich nicht anders als verknüpft vorstellen, als dafs er das eine als Grund von der Wirklichkeit des andern denkt; er verknüpft sie also auch wirklich so, und erwartet von der Erfahrung die Bestätigung seiner Verknüpfung, ohne sich um die Gründe zu bekümmern, die ihn zu einer solchen Verknüpfung berechtigen. Nach und nach bei wachsender Reflexion bemerkt er, dafs er sich in seinen Vorstellungen oft täuscht, und dafs
die

die bloße Succession die Dinge nicht verknüpft; er erfindet Regeln, die ihn vor solchen Uebereilungen verwahren. Ist der Mensch nun einmal gewohnt, seinen Verstand auf die Objekte anzuwenden; so kann er ihn gar nicht anwenden, als er muß allenthalben nach Ursachen und Wirkungen, nach einseitiger und wechselseitiger Abhängigkeit forschen. Die Erfahrung bestätigt auch das Verfahren seines Verstandes, wenn es besonders mit Vorsicht geschieht, so sehr, und die Fortschritte in der Naturforschung werden auf diesem Wege so groß, und alles stimmt so vollkommen mit den bisher angewendeten Grundfätzen überein, Gewohnheit befestiget es endlich so, daß ihn nichts bewegen wird, ein solches Verfahren zu verlassen, und daß er das Princip der ursachlichen Verknüpfung allenthalben anwendet, und voraussetzt, so weit sich nur immer sein Gebiet erstreckt. Hier wirkt also noch immer die treibende Natur des Verstandes, und es ist keine Erkenntnis der Gründe eines solchen Verfahrens da. Aber nun erwacht die Vernunft; sie ist mit dem glücklichen Erfolge der Verstandesarbeiten nicht zufrieden, sie will auch die Gründe seines Verfahrens wissen. Sie findet, daß mit dem Begriffe der Ursache eine Nothwendigkeit verknüpft wird, und daß dieser Begriff ohne Unterschied auf alle Gegenstände bezogen wird, daß man von allen Dingen Ursachen voraussetzt, und alle Dinge selbst für Ursachen hält, daß man zwar in den mehresten Fällen die Bestimmungen dieser Wirkungen und Ursachen

fachen von der Erfahrung erwartet, in einigen aber diese Gegenstände sogar a priori, ohne alle Erfahrung bestimmen will. Die Vernunft sucht eine Rechtfertigung dieses Verfahrens. Anfänglich glaubt sie, die Erfahrung selbst berechtige sie zu dieser Voraussetzung; aber sie wird gar bald überzeugt, daß ihr diese keine Nothwendigkeit zuführen könne, daß, wenn sie auch der Voraussetzung des Verstandes noch so gemäß ist, ihn dieses doch nie berechtige, eine solche Verknüpfung auch künftig vor auszusetzen, und sie auf alle Gegenstände überhaupt zu beziehen: sie sucht endlich in dem Begriffe der Ursache Schutz, aber auch dieser kann ihr keine Befriedigung schaffen. Sie zweifelt, ob überall vernünftige Gründe ihres Verfahrens da sind, und da sie nichts ohne vernünftige Gründe für wahr halten darf, so ist sie geneigt, alle objektive Verknüpfung für schimärisch zu erklären. Endlich entdeckt sie doch noch einen Weg, auf welchem der Glaube an eine objektive Verknüpfung gerettet werden kann. Sie erwägt nemlich, daß die Sinnenwelt schlechterdings nur als eine Beziehung der Objekte an sich auf unser Erkenntnißvermögen betrachtet werden kann, daß also alles in derselben nothwendigerweise von dem Verstande muß bearbeitet werden können. Sie erkennt ferner, daß der Verstand gar keine Objekte in der Zeitfolge verknüpfen kann, wenn sie sich nicht wie Ursachen und Wirkungen verhalten, und entdeckt, daß in seiner Natur ein Principium liegt, nach welcher er alle Objekte als

ver-

verknüpft ansehen muß, wenn er über sie nachdenken will. Hieraus schließt sie denn mit Recht, daß die Objekte des Verstandes auch also verknüpft seyn müssen, und erkennt zugleich, daß dieser Grundsatz nur auf solche Gegenstände eingeschränkt sey, die dem Verstande gegeben werden können, und da nun unserm Verstande bloß sinnliche Objekte gegeben werden können, so können wir diesen Grundsatz auch nicht weiter, als auf sinnliche Objekte anwenden.

Aus der letztern Erklärung ist nun begreiflich:

1. Warum sich der Begriff der Ursache so früh, in der Anwendung bei uns findet. Weil sich nemlich die Dinge in der Sinnenwelt wirklich wie Ursache und Wirkung verhalten, und durch dieses so häufige Verhältniß den Verstand zur Wirksamkeit reitzen.

2. Warum man mit dem Begriffe der Ursache die Nothwendigkeit verknüpft. Denn der Grund davon liegt in unsrer eignen Natur, wodurch der Verstand genöthiget wird, alle Dinge in dem Verhältnisse der Kauffalität zu denken und diesen Begriff auf alle Gegenstände zu beziehen, die er unter sich verknüpfen will.

3. Warum alle Versuche bisher mißlungen sind, die nothwendige objektive Verknüpfung zu erklären, und warum man sich dabei allemal in den Subtilitäten über Kraft, Hervorbringung u. s. w. verlor. Weil man nemlich den Erklärungsgrund in den Dingen an sich suchte, und die Art und Weise der Verknü-

knüpfung, die Kraft als ein Ding u. s. w. bestimmen wollte, welches ganz unmöglich ist.

4. Weswegen alle Zweifel und Spekulationen gegen die Zuverlässigkeit der objektiven Verknüpfung in der Naturforschung keine Stockung verursachen können. Weil die Natur hier durch sich selber wirkt, die nur sehr wenig von der richtigen Erkenntniß abhängt, welche das erkennende Wesen von seiner eignen Natur hat, aber dennoch darf die Vernunft nie die Möglichkeit aufgeben, eine richtige Erkenntniß der Gründe gewisser Thatfachen zu erlangen. Der Zweifel darf sie nur so lange beherrschen, als sie diese Gründe nicht aufgefunden hat, aber er darf nie als das letzte Ziel alles Philosophirens angesehen werden.

Die Gewohnheit würde selbst nicht statt finden, wenn nicht die häufigen objektiven Verknüpfungen in der Erfahrung sie verursachten, und sie kann daher unmöglich den letzten Grund der Vorstellung der objektiven Verknüpfung enthalten. Sie kann nur um deswillen in sehr vielen Fällen, richtig wirken, ohne den Verstand zu befragen, weil die Natur so regelmäsig eingerichtet ist; aber sie selbst kann für sich ein Urtheil niemals rechtfertigen. Sobald die Erfahrung abweicht, so wird der Verstand gar bald die objektiven Gründe ausfindig machen können, und er wird oft durch ein Urtheil, das ihm einen Augenblick gekostet hat, eine Gewohnheit, die viele tausend Jahre geherrscht hat, zerstören

ren können. Die Stärke des Verstandes geht über alle Macht der Gewohnheit.

Wir haben also um deswillen so früh Begriffe von objektiven nothwendigen Verknüpfungen, weil diese wirklich in den Gegenständen sind, und weil sie zwar nicht auf unsre Sinne, aber doch auf unsern Verstand wirken, der alle Anschauungen nur eben dadurch zu Gegenständen des Verstandes macht, daß er das Mannigfaltige in ihnen und sie selbst untereinander verknüpft; und er wird durch seine eigne Natur gezwungen, diese nothwendigen Begriffe auf alle seine Objekte auszudehnen, weil er ohne dieselben gar keine Objekte erkennen kann. Wenn daher die Objekte des Verstandes wirkliche Objekte sind, so müssen auch diese Merkmale in ihnen statt finden. Ob aber alle Dinge überhaupt an und für sich selbst, ohne Beziehung auf unsern Verstand nach diesen Gesetzen verknüpft seyn müssen, kann kein menschlicher Verstand wissen. Die Nothwendigkeit ist also kein Prädikat, welche wir aus der Natur der Dinge selbst, und ihren Kräften erkennen, sondern bloß aus der Vorstellung eines Objekts unserer möglichen Erfahrung. Diejenigen Merkmale, ohne welche dieser Begriff gar nicht gedacht werden kann, sind in den Objekten der Erfahrung selbst nothwendig. Dieses gilt aber nicht nur von dem Begriffe der Ursache, sondern auch noch von dem Begriffe der Realität, Substanz und mehreren andern. Denn um Erfahrungen zu machen, wird nicht

nicht blos die Wirkfamkeit der Sinne, sondern auch die Wirkfamkeit des Verstandes erfordert, als welcher, ohne dafs jene Merkmale allgemein als wirklich objektiv vorausgesetzt werden, gänzlich unnütz wäre.

Siebenter Versuch.

Ueber den Skepticismus in Ansehung des Verstandes und der Sinne.

Alle Zweifel betreffen entweder das Daseyn der Objekte selbst und ihrer Beschaffenheiten, oder die Verknüpfung derselben; und alle gründen sich entweder auf die nothwendige Unzulänglichkeit unsers Erkenntnißvermögens, allgemeine und nothwendige Beschaffenheiten der Objekte zu erkennen, oder auf die zufälligen subjektiven Einschränkungen derselben, so dafs alle Urtheile des Skepticismus unter folgenden Formeln enthalten sind: 1) Man kann nicht wissen, ob von uns und unsern Modifikationen verschiedene Objekte wirklich sind, und ob sie in einer solchen Verknüpfung stehen, als wir uns dieselbe vorstellen, weil es ganz unmöglich ist, dafs Verstand oder Sinne, oder beide zugleich uns darüber belehren können; 2) Man kann nicht wissen, ob die Gegenstände so beschaffen und so verbunden sind, wie wir sie uns vorstellen, weil unsre Erkenntnißvermögen (Sinne und Verstand) nach der Er-